

***Konstantin Kaiser: Das unsichtbare Kind: Stella Rotenberg. Zur späten Entdeckung einer bedeutenden Lyrikerin***

Sie wurde 1916 in Wien geboren, jüdische Familie, in einer Sommerkolonie der Sozialistischen Mittelschüler lernte sie Jura Soyfer kennen. Zwei Jahre Medizinstudium, dann Flucht nach Holland, dann England. "Mir ist ja kein Ort verlorengegangen, sondern eine Entwicklung - und eine Generation", schreibt sie in ihrer Selbstdarstellung mit dem Titel "Ungewissen Ursprungs". Sie arbeitet in einer Nervenheilanstalt, als Apothekergehilfin, Buchhalterin. 1940 heiratet sie einen Flüchtling aus Wien. 1942 werden ihre Eltern aus Wien ins Generalgouvernement deportiert. (Alles weitere ist Vermutung und doch gewiß). Seit 1948 lebt sie mit ihrem Mann in Leeds. Stella Rotenberg fand keinen Kontakt zu den österreichischen oder deutschen Exilgruppen. Sie war, könnte man sagen, selbst innerhalb des Exils noch im Exil. Mit ihrem aufgeklärten politischen Denken hätte sie nicht für sich zu bleiben brauchen; die Illusionslosigkeit freilich, die aus ihren Schriften spricht, wäre nicht auf ungeteilte Zustimmung gestoßen.

Als Stella Rotenberg im November 1991 in Wien ihr Buch "Scherben sind endlicher Hort" vorstellte, war es das erste Mal in ihrem Leben, daß sie in der Stadt, in der sie geboren und aus der sie vertrieben wurde, ihre Gedichte las.

Das Buch ist in der Reihe "Antifaschistische Literatur und Exilliteratur - Studien und Texte" erschienen. Die Buchreihe will einen Dialog mit der Literatur des Exils und des Widerstands ermöglichen, nicht nur ein Gespräch der Lebenden und der Toten, wie alle Literatur, sondern ist ebenso auch ein Versuch, die tiefe Kluft, die die Welt der Lebenden durchzieht, sprechend zu überwinden.

Diese Kluft ist mit dem Jahr 1938 zur vollendeten Tatsache geworden, dem Jahr, in dem sich die österreichische Literatur in eine Literatur im Reich und im Exil gespalten hat. Was immer seitdem geschehen ist, es ist, bewußt und unbewußt, gewollt und ungewollt, durch diese Spaltung mitbedingt. Im Dialog mit einem nach wie vor existierenden, lebenden, schreibenden, leidenden literarischen Exil besteht dennoch keine Absicht, irgendjemanden heimholen, wieder 'heimisch' machen zu wollen: unaufhebbar die Position des Exils, sie muß anerkannt werden.

(Spricht man nicht von Raubvögeln und Raubtieren, die in den 'heimischen' Wäldern neuerdings 'wieder heimisch' gemacht werden sollen? Wurden in Österreich in den letzten Jahren nicht mehr Mühen darauf verwandt, Bären heimisch zu machen, als Exilierten ein Stückchen Weges entgegenzukommen?)

Ich plädiere also dafür, das Exil anzuerkennen und es dennoch nicht auszuschließen. Kein literarischer Wettbewerb, keine Tagung, kein Symposium, keine Lesung, von wem und zu welchem Thema auch immer, sollte stattfinden, bei dem nicht Autorinnen und Autoren des Exils eingeladen sind, bei dem nicht zu Unrecht vergessener Autorinnen und Autoren des Exils gedacht wird. Erst dann wäre die Ghettosituation, in der sich jede Veranstaltung zur Exilliteratur heute befindet, wirklich überwunden. Erst dann wird unsere Literatur aufhören, die Würgemale einer "Literatur im Reich" zu tragen.

Was es bedeutet, im Exil zu schreiben, sagt Stella Rotenberg selbst am besten, schlicht und eindringlich, wie ihre Freunde es von ihr gewohnt sind:

*Ich habe in England immer nur in der Provinz gelebt, keinen Kontakt zu deutschsprachigen Autoren gehabt, und für lange Zeit niemanden meine Gedichte angeboten. Ich scheute mich davor, Verbindung mit österreichischen oder deutschen*

*Verlagen aufzunehmen. Im Jahr 1971 erfuhr ich von einem Verleger in Tel-Aviv, der deutsch druckt (es war der 1895 in Wien geborene Historiker Dr. Hugo Gold); ihm schickte ich ein Manuskript von Gedichten, die er 1972 veröffentlichte. Als dann einige Zeitschriften in Österreich und Deutschland Gedichte aus dem Band abdruckten, schickte ich ein weiteres Manuskript von Gedichten an den Bläschke Verlag, die 1978 in "Die wir übrig sind" erschienen. Beide Verlage sind eingegangen.*

Und weiter:

*Seit 1948 wohne ich in Leeds, es ist eine Industriestadt, nicht schöner und nicht häßlicher als andere Industriestädte in England (hat nicht Charakter und Vergangenheit wie das granitene Aberdeen), ist bekannt für Textilerzeugnisse und Maschinenbau. Leeds hat 600.000 Einwohner, ist eine betriebsame Stadt, hat eine Universität und technische Hochschulen, Referenz- und Leihbüchereien, Theater, und pflegt, obwohl keine Konzerthalle [vorhanden ist], rege die Musik. [...] Deutsche Konversation, deutsche Literatur gibt es hier nicht. Es leben einige deutsche und österreichische Flüchtlinge in Leeds, die sprechen aber nur ungerne und mangelhaft deutsch. Ich spreche englisch mit ausländischem Akzent, und bin daher für Engländer eine Fremde, Distanz ist sofort spürbar. Juden, die hier wohnen, Kinder von russischen und litauischen Einwanderern ([aus den Jahren] 1884 - 1914 [der Zeit der schlimmsten zaristischen Unterdrückung in Litauen]) kommen mir offenerzig entgegen, aber die wenigen, die ich kenne, haben andere, hauptsächlich häusliche oder geschäftliche Interessen, sie scheinen mir, obwohl gleichaltrig, anders 'bedingt'.*

*Wie schon erwähnt, lebe ich seit meiner Ankunft in England im Jahr 1939 stets in der Provinz und habe nie Kontakt zu Schriftstellern gehabt. Seit über 50 Jahren höre und spreche ich kein deutsches Wort, und das ist es, was meine Misere ausmacht. In sehr vielen (ermüdend vielen) Gedichten versuche ich die Verlassenheit des Exilierten, des nirgends, nicht einmal in der eigenen Sprache Beheimateten auszudrücken, und ich glaube, daß mir das in einigen Gedichten besser gelungen ist, als ich in einem Vortrag vorbringen könnte.*

Ich habe selbst, ehe ich Stella Rotenberg lesen hörte, lange nicht begriffen, auf welcher **Spur** sich ihre Gedichte bewegen, wie leicht und schlank sie sind, fragile Türme, wie aus dem Nichts entstanden, aus der Ortlosigkeit. Es gibt in diesen Gedichten keine Landschaften, keine Himmelsstimmungen, nur menschliche Handlungen, Gedanken und die Dinge, die die Menschen zur Vollführung ihrer Handlungen und zum Ausdruck ihrer Gedanken benötigen. Nichts bleibt außerhalb dessen. Es wird nicht diskutiert über die Zurechenbarkeit einer Schuld - denn alle Handlungen und Gedanken sind menschliche Tat. Sie tragen ihr Maß in sich, sind kenntlich. Es gibt daher auch keine moralischen Appelle an den Leser. Wenn alle Schuld kenntlich ist, bedarf es keiner moralischen Abhandlung.

Seit 1940 schreibt Stella Rotenberg Gedichte. In den letzten Jahren hat sie eine Reihe von Geschichten geschrieben, die zunächst autobiographisch anmuten. Alle beginnen sie mit den Worten "Als meine Mutter ein Kind war..." Sie spielen in einem Dorf, das vielleicht in Böhmen oder Mähren liegt, im Raum eines Reiches, das die Donaumonarchie sein könnte; manche Lebensumstände sind aber weiträumiger, moderner; anderes ist wieder von großer Rückständigkeit. Sie habe sich, meint Rotenberg, eine "Art Ersatzheimat" imaginiert. Das Dorf weist eine präzise, in sich

geschlossene Topographie auf und weitet sich, Traumlandschaft, doch in plötzliche Ferne. Alles ist in sorgfältiger Perspektivierung erzählt: Immer erfährt der Leser, wer etwas gehört, gesehen, mitgeteilt hat. Werkzeuge, Pferdegeschirre, Arbeitsverhältnisse werden beschrieben. Die Genauigkeit des Aufbaus entspricht dem Bedürfnis, eine begehbare Welt zu malen, in der auch Stella Rotenberg als eines der Kinder stets anwesend ist. Dieses Kind aber bleibt unsichtbar, es handelt und spricht nicht; es ist nur dabei. Doch seine Gegenwart wird von Geschichte zu Geschichte spürbarer.

Stella Rotenbergs Lyrik und Prosa stellen sich nie auf die Zehenspitzen, wollen nie dramatischer sein und größer tun, als sie sind. In der Schlichtheit ihrer Zeilen verbirgt sich ihre Kunst - die ganze Fülle der Reflexion, der Kenntnis, Übung, all der Voraussetzungen, ohne die jene Schlichtheit nicht möglich wäre.

In: Konstantin Kaiser: Das unsichtbare Kind. Essays und Kritiken. Sonderzahl Verlagsgesellschaft, Wien 2001, S. 122-125